

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Ein kurzes Leuchten lief über das Gesicht des Abgesandten, als er in die Hand einschlug. Dann riß er die Mühe vom Kopf: „So will ich der erste sein, der den künftigen König von Polen grüßt!“

Napoleon Rutkowski wehrte ab. Aber im stillen waren die wenigen Worte ihm Balsam. Sein Stolz, der in den Staub getreten war, richtete sich daran auf. In einer Dast, als müßte er sich selbst betäuben, sprach er von seinen Plänen. Wie er an der Spitze von Hunderten und Tausenden sturmgleich daherbrausen, alles mit sich reißen, die Feinde vor sich herfegen wolle, das Schwert von Grochow und Ostrolenta in der Faust. Und was er nicht sagte, was er dachte, sprach Kasimir Kzonta aus.

Als ein Feldweg abzweigte, bat Kasimir Kzonta um Gutsuldigung und verabschiedete sich. Er hätte in Stralkowo noch einiges zu erledigen. Er ritt davon. Aber er bog nicht nach Stralkowo ab, sondern nach Miostowo, dem Gute des Herrn von Kozlowski. Graf Napoleon hatte ihn im nächsten Augenblicke vergessen. Was er aber nicht vergaß, waren die Worte: „So will ich der erste sein, der den künftigen König von Polen grüßt!“

Er berauschte sich daran. Fieberhaft glänzten seine Augen. Er drohte hinüber nach der Gegend, in der Masgora lag: Eine Geißel will ich schleiten und schwingen, die soll Wundmäler über ganz Deutschland ziehen!

Er rief in den Wind hinein. Er, die Gottesgeißel, wie sein großer Namensvetter, wie der erste Napoleon, der als Strafgericht über die Erde gebraust! Ja, war er denn wahnsinnig? Was phantasierte er denn? Er faßte sich an den Kopf, der Kopf war heiß. Und er gab dem Pferde die Sporen, daß es dahinfuhr, als wollte es den Wind überholen.

In Muchocin warf er dem ersten besten Fornal die Bügel zu. Der Gaul zitterte; er war völlig abgetrieben. Mit scheuen Blicken nahm der Knecht ihn in Empfang. Kurz darauf trat Bartel Jychod aus dem Schloß. Seine Miene war besümmter als je, sein Gang unsicherer.

Wie sein Herr ausah! Wie er sprach! Er mußte sich krank fühlen!

Langsam nahm er einen Bettel vor. Der Graf hatte ein paar Pulver aufgeschrieben. Kuba sollte nach der Apotheke reiten und sie holen.

Das eine war gegen das Fieber. Das andere... Bartel Jychod schüttelte den grauen Kopf. „Es kann mancher nicht schlafen,“ murmelte er vor sich hin! „Und bei mir hilft kein Pulver dagegen!“

Im Stalle standen ein paar Knechte zusammen. Sie hatten den Gaul in wollene Decken gehüllt. Als Bartel

Jychod seinen Auftrag ausrichtete und dem Fornal den Bettel übergab, zuckte der die Achseln.

„Gegen die Wylt und das Totengespenst hilft keine Medizin,“ flüsterte er und sah sich um. „Ich könnte Euch Geschichten erzählen!“

Die anderen drängten näher.

„Mach' zu und schwach nicht!“ schalt der Alte. Aber auch er setzte sich auf die große Futterkiste.

Und halb murrend sprach der Knecht: „Habt Ihr das Pferd gesehen? Schaut es an, wie es zittert; das Totengespenst war hinter ihm! Als der Herr in Masgora war und wir durch den Wald zurückfuhren, sprang der Wylt plötzlich auf unseren Schlitten. Riesengroß war er und von schrecklicher Gestalt, und er sah den Grafen an und rief ihm zu, und, an allen Gliedern zitternd, sprang der Graf auf. Und während ich mich bekreuzte, stieg er aus dem Schlitten und schoß, aber der Wylt war längst im Wald verschwunden. Den Wylt trifft keine Kugel, und wer ihn gesehen hat, sagt meine Großmutter, kann keinen Schlaf mehr finden, und wird immer magerer, bis er stirbt. Ich rede nicht gern darüber, aber das Pulver, Bartel Jychod, wird vergebens sein!“

Seufzend zog er den dicken Rock an, der an der Stalltür hing. Die anderen führten ein Pferd heraus. Bartel Jychod blieb allein auf der Futterkiste sitzen. Er nickt fortwährend mit dem Kopfe. Er kannte die Wylt auch. Zwar ein frommer Christ sollte nicht daran glauben. Aber der Teufel hat viel Macht, und gerade zu Kriegszeiten gab es der Vorzeichen viele. Nur in einem hatte Kuba unrecht. Der Graf Napoleon Rutkowski starb nicht. Der überlebte sie wohl alle. Nein, in jener Nacht, die auch für ihn so schrecklich gewesen, war der König von Polen gestorben, sein König, an den er geglaubt, der einzige, der das Vaterland retten konnte.

Bartel Jychod hatte keine Tränen mehr, die Augen waren kalt und ausgetrocknet. Heute war auch der seltsame Fremde fortgeritten. Er würde auch nur nach Warschau berichten können, daß Graf Napoleon Rutkowski, der Sohn des besten Ritters der heiligen Jungfrau, sein Volk vergessen habe.

Schande lag auf dem Geschlecht, dem er sein Leben lang gedient hatte. Und gerade der brachte sie über die Familie, den er, Bartel Jychod, auf den Armen getragen. Er konnte nicht mehr schlafen, weil der Gedanke ihn gepackt hatte, daß er, der Diener, Mitschuld habe an der Teilnahmslosigkeit seines Herrn, daß er trotz allem den vaterländischen Sinn nicht genug in ihm gepflegt hatte. In säueren Morgen träumen sah er die Senjennänner drüben unter den Ängeln der Russen sterben, und jeder brechende Blick war eine wilde Anklage gegen den, der üppig hier in seinem Schlosse lebte, der seine Hand hob, um sein Volk zu retten. Aber weiter war's auch eine Anklage gegen ihn, Bartel Jychod.

Zimmer von neuem mußte er daran denken, wie es wohl wäre, wenn er die alte Pinte nähme und hinüberginge. Ihm war, als müßte er durch Kampf und Tod einen

Teil der Schuld tilgen, die sein Herr auf sich geladen. Und aus dem Gedanken ward allmählich der Entschluß.

„Ach, gehe!“ sagte der Alte und sprang herab von der Futterkiste. Geschäftig, als wäre ihm neue Kraft verliehen, eilte er über den Hof in sein Zimmer. Ein Feuerzeiger ergriff ihn. Er nahm das alte Gewehr herab, unwiderrstehlich den starken Draht des Ladestocks mit Berg und begann, den Lauf zu reinigen. Es war eine mühselige Arbeit. Dann ging es an die Rostflecke, die sich auf der Außenseite des Laufs gebildet hatten. Sie wollten und wollten nicht schwinden.

Und während der Alte rieb, daß ihm die Arme lahm wurden, dachte er der früheren Zeiten, als er mit junger Kraft diese selbe Büchse gepußt hatte. An den seligen Herrn dachte er, an Kampf und Sieg. Und dann sank sein Haupt immer mehr. Denn nun dachte er daran, daß er nicht mehr mit einem Grafen Rutkowski ausziehen würde, sondern allein.

Der Arm wurde ihm lahm, doch er pußte fort. Fast ward ihm die Büchse zu schwer, doch er hielt sie fest. Sein Herz war noch schwerer. Eben wollte er an die Hauptsache gehen, an Hahn und Schloß, als ein Trab draußen ihn aufhörte. Kuba war's, der schon aus der Apotheke zurückkehrte. Er mußte scharf geritten sein. Der alte Diener ließ sich die Pulver von ihm geben. Vor der Tür des Arbeitszimmers stand er eine ganze Weile still. Kein Laut war drinnen hörbar. Ob der Herr schlief?

Über was sein mußte, mußte sein. Bartel Jychod gab sich einen Ruck und machte sich steif. Dann trat er ein.

„Es sind die Pulver, Euer Gnaden!“

Graf Napoleon saß am Schreibtisch. Er sah angegriffen aus, als hätte er viele Nächte durchwacht. Aber das Fieber, das in seinen Augen geglüht, schien verschwunden zu sein. Sie waren jetzt fast starr; eine unbiegsame Entschlossenheit lag darin. So ruhten sie auf dem alten Diener.

„Es ist gut. Lege sie hin.“

Er tat's. Aber er ging nicht hinaus. Er blieb an der Tür stehen.

„Was willst du noch, Alter?“

Mit Gewalt zwang sich Bartel Jychod zu der steifen Haltung, um nicht in dieser schweren Stunde zusammenzubrechen.

„Euer Gnaden,“ sagte er, und die Stimme zitterte trotz aller Anstrengung, „ich bitte um Urlaub, oder, wenn's nicht anders geht, um meine — Entlassung!“

Weiter konnte er vorläufig nicht reden.

Ein Schweigen entstand. Als hätte er nicht recht gehört, hatte der Graf kurz und scharf einen Augenblick zu ihm hinübergesehen.

„So, so, du willst fort. Um!“

Nach einer Pause: „Sag' mal, Bartel, wie lange dienst du uns eigentlich schon?“

„Euer Gnaden“ — das Zittern ward stärker — „es mögen so fünfundsiebzig Jährchen sein!“

„Das dachte ich mir. Und wohin willst du?“

Der Alte schluckte und schnaufte. „Nach drüben,“ sprach er leise.

Er wartete vergeblich auf eine Antwort. Da wischte er sich mit dem Ärmel über die Augen, obwohl keine Träne in ihnen stand.

„Ja, Euer Gnaden, ich will nach drüben! Ich halt's nicht mehr aus hier. Jede Nacht muß ich denken, daß unsere Brüder kämpfen, und ich bin nicht dabei. Jede Nacht liege ich ohne Schlaf. Und ich werde erst schlafen können, wenn ich drüben wieder die Plinte im Arm habe oder eine Kugel mich trifft. Deshalb muß ich fort, und ob ich am Begräbnis sterben soll statt im Bett. Wenn der selige Herr von oben niederfieht, müßte er sich wundern, wo der alte Bartel Jychod steckt. Das will ich dem seligen Herrn und mir nicht antun. Er muß sich schon genug wundern!“

Erschrocken hielt der Alte inne. Die Worte waren ihm über die Lippen getreten, er wußte selbst nicht wie. Aber sein Herr schien sie kaum gehört zu haben.

„Wenn du gehen willst, Alter,“ sprach er langsam, „dann gehe!“

Und plötzlich schob er den Stuhl zurück. „Aber ich habe geglaubt, du würdest die kurze Zeit noch warten, bis ich mitkomme. Du hast neben meinem Vater gefochten, so könntest du doch auch neben mir im Kampf stehen. Was meinst du?“

Bartel Jychod stand steif, seine Augen wurden größer und größer, dann überließ ihn ruckweise, gleichsam Glied für

Glied, ein Schauer. Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte.

„Geda, Bartel Jychod, red' ein Bärtchen! Willst du wieder mit einem Rutkowski in den Freiheitskampf ziehen oder gehst du allein?“

Da stieß der Alte einen Schrei aus. „Herr, Herr!“ Und auf den Knien lag er vor ihm und küßte ihm den Kopf, küßte ihm die Schuhe, und lachte und weinte, weinte seit Jahren die ersten, schweren Tränen.

„Euer Gnaden, Söhnchen, Stascha, Napoleon.“ Die alten Namen stammelte er wieder, die er dem Kinde einst gegeben. „Heilige Jungfrau, also doch, also doch! Laß mich nicht sterben, bis ich die Krone sehe, unser König! Mein Graf unser König! Und auf diesen Armen hier...“

Er konnte nicht sprechen und stammelte in halb schluchzendem Jubel: „Hoch unser König, hoch der neue König von Polen!“

Und wie ohnmächtig vor Freude schlug er mit der Stirn hart gegen den Boden.

„Du bist ein Narr, Alter,“ sagte Graf Napoleon wieder, aber es klang anders als in jener Nacht. Erst allmählich kam Bartel Jychod zu sich, erst allmählich war er wieder der würdige Diener. Als er das Zimmer verließ, als er die Tür hinter sich geschlossen, taumelte er fast. In seinem Stübchen lag noch die alte Plinte. Schloß und Hahn mußten noch gepußt werden. Und Bartel pußte. Er pfiß und sang dabei, er warf den Lappen in die Höhe und fing ihn wieder. Er konnte es noch immer nicht begreifen. Vor einer Viertelstunde noch hatte er den Lauf abgerieben, und sein Herz lag ihm in der Brust und drückte, als wär's ein Stein. Und nun? Nun, wo er den Hahn pußte?

Nicht mehr sollte Schande lasten auf dem edlen Namen, nicht mehr Gram und Schuld auf ihm. Alles, alles sollte er noch erleben, was er geträumt und gehofft in der Jugendzeit, und diese seine Augen sollten die Krone noch glänzen sehen auf dem Haupte seines Herrn. Immer glänzender, blanker ward die alte Plinte. Er rieb und pußte, und dazu sang er aus verschollener Zeit das Lied der Kosiniern, der Senjennänner.

Nur einmal hielt er inne. Der Whl war auf den Schlitten gesprungen, sagte Kuba, der Knecht. Aber der König von Polen starb ja nicht, der König von Polen sollte ja gerade auferstehen. Wem galt das Zeichen dann? Dem Grafen Rutkowski?

Mürrisch schüttelte er den Kopf. Dumme Geschichten. Und lauter nur, wie um den Gedanken darin zu begraben, sang er das alte polnische Freiheitslied, mit dem er einst, an der Seite des besten Ritters der heiligen Jungfrau, unter Michael Radziwill über die Weichsel gezogen war.

Von draußen aber warf sich der Ostwind, der „polnische Wind“, ans Fenster, als weckte das große Freiheitslied auch in ihm die wilde Sehnsucht und Erinnerung an jene Tage, die er einst gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Reichsgetreidestelle und Nahrungsmittelamt vor 2000 Jahren.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Fr. Preißigke in Heidelberg*.)

Die einheitliche Regelung unserer Getreideproduktion und der Getreide- wie der Nahrungsmittelverteilung lenkt die Blicke zurück auf ähnliche Organisationen in früheren Zeiten. Ein jeder wird sich der bekannten Maßnahmen erinnern, zu denen Joseph im Aegyptenland den Pharao auf Grund der Deutung seines Traumes bestimmte. Tatsächlich ist Aegypten nicht nur in diesem Punkte, sondern auch, sonst das Musterland für die Organisation der Staatsverwaltung des ganzen Abendlandes. Unsere heutige Kultur weist hier viele Beziehungen auf, deren Wurzeln sich bis nach Aegypten hin verfolgen lassen. Organisation der Behörden, Zueinander-

* Die nachstehenden, für den gegenwärtigen Zeitpunkt besonders interessanten Ausführungen entnehmen wir dem in der Verlage B. G. Teubner erschienenen 565. Bändchen der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“; Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. (Geh. M. 1,20, geb. M. 1,50.) Das Buch, gibt einen Einblick in das durch die Papyri — von denen zahlreiche Proben in Uebersetzung mitgeteilt werden — uns in einzigartiger Lebendigkeit vor die Augen tretende antike Leben in Aegypten, vor allem in die Verwaltungsorganisation, die durch Vermittlung der Griechen und Römer auch die letzte Grundlage unserer heutigen Einrichtungen bildet. Insbesondere über Nahrungsmittelämter handelt ein Aufsatz desselben Verfassers im Dezemberheft der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.“

grüßen der Verwaltungsweg, Aktien- und Schiffsweien, Finanz- und Steuerwesen, das sind die Gebiete, auf denen die Griechen von den Ägyptern lernen konnten, auf denen auch später die Römer, nachdem Ägypten römisch geworden war (30 v. Chr.), weiter von Ägypten gelernt haben. Da wir heute unter dem Einflusse der römischen und anschließend der byzantinischen Welt stehen, so kommt es, daß viele Einzelheiten unseres heutigen Verwaltungswesens in ihren Wurzeln bis auf Ägypten zurückgehen. Das ist kein Zufall. Die straffe Zentralisation der Verwaltung war in Ägypten nicht nur das Ergebnis des politischen Verbandes, sondern auch ein Gebot der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Ägypten ist eine langgestreckte Wasserrinne mit schmalen Rändern Fruchtländes, darüber hinaus dehnt sich rechts und links die Wüste aus. Die jährlich zur bestimmten Zeit eintretende und von Süd nach Nord fortschreitende Ueberschwemmung läßt sich nur dann für das Land genügend nutzbar machen, wenn überall im ganzen Lande Kanäle und Schleusen rechtzeitig und richtig bedient werden. Dazu bedarf es einer einheitlichen Leitung. Da von der Ueberschwemmung wiederum Saat und Ernte abhängen, und da für den Korntransport zur Küste nur der Nil in Frage kam, so leuchtet es ein, wie notwendig eine einheitliche Verwaltung des ganzen Landes war.

Die Hauptquelle des ägyptischen Reichtums war der Getreidebau, und die von den Bauern gezahlten Abgaben bildeten daher die Hauptmenge aller Steuern. Der Bauer war sich seines Wertes wohl bewußt, und er wußte auch, wie sehr die Regierung bemüht war, Störungen des Ackerbaues fernzuhalten; darum lesen wir häufig in den Papyri, wenn ein Bauer sich bei der Behörde über dieß und das beklagte, als Schlußsatz der Klageschrift, „damit mit mein Recht zuteil werde, und damit ich nicht behindert werde, meine Abgaben aus dem Landwirtschaftsgebiete pünktlich und richtig abzuliefern“. Nur bestand die Steuer des Bauern nicht in barem Gelde. Um Bargeld zu erhalten, hätte der Bauer sein Getreide erst verkaufen müssen; der Staat andererseits war in vor- und nachchristlicher Zeit Großkaufmann in Getreide, er führte riesige Mengen von Getreide über Alexandria nach fremden Ländern aus, da war es das einfachste, wenn er das Getreide, das er brauchte, von seinen Bauern als Steuer sich zahlen ließ. Deshalb geschah es, daß der Bauer seine Abgaben vom Boden nicht in Geld, sondern in Korn zahlte. In jedem Dorfe befand sich vielmehr ein staatlicher Kornspeicher, von einem Speicherdirektor mit zahlreicher Beamtenschaft verwaltet, dorthin wurde die gesamte Körnernte geschafft, hier wurden die Kornmengen ohne räumliche Trennung der Einzelbestände in die Speicherräume verladen und nur in den Lagergebäuden getrennt nach den Eigentümern aufgeführt. Jetzt wurden die Abgaben jedes Bauern von seinem Bestande buchnäßig abgemessen, der Rest verblieb den Bauern als Guthaben, über das sie frei verfügen konnten. Unter diesen Umständen war es sogar möglich, Zahlungen der Bauern unter sich in Korn statt in Geld zu leisten, und zwar auch Zahlungen an einen Empfänger in einem anderen Dorfe und in einem anderen Gause; der Bauer des Dorfes A. gab an den Staatspeicher seines Dorfes Auftrag, an einen Bauern des Dorfes B. so und soviel Scheffel Weizen zu zahlen, der Staatspeicher in A. schrieb diese Menge von dem Guthaben des Auftraggebers ab, sandte ein Schreiben an den Staatspeicher in B., und dort wurde im Kontor des Empfängers dieselbe Menge aufgeschrieben. Die verschiedenen Staatspeicher des Landes rechneten dann miteinander ab. Das war also dasselbe Verfahren, das wir heute als Giroverfahren bezeichnen. Dabei darf man nicht etwa glauben, daß diese Naturalzahlungen, wie bei Völkern niedriger Kulturstufe, ein Zeichen mentwidesteten Geldverkehrs seien, denn der ägyptische Geld-Giroverkehr stand in gleich hoher Blüte.

Die Versorgung der Städte mit Nahrungsmitteln regelte sich bei uns bisher ohne besonderes Zutun der Behörden durch Angebot und Nachfrage von selber; erst der jetzige Weltkrieg hat ein Eingreifen der Behörden nötig gemacht. In Alexandria bestand schon in vtolemäischer Zeit ein besonderes Nahrungsmittelamt, welches für rechtzeitige und ausreichende Herbeischaffung der Lebensmittel für die Bewohner der Weltstadt zu sorgen hatte. In römischer Zeit (nach Ausweis der Papyri seit dem 2. Jahrh. n. Chr.) besaß jede Gauhauptstadt ein Nahrungsmittelamt mit der gleichen Verpflichtung für den Bereich der Gauhauptstadt. An der Spitze dieses Amtes stand in Oxyrhynchos ein Kollegium von zwölf Beamten mit dem Titel *ἐπιθυμιαγοί* (Enthemiarchai), von denen je sechs in jedem Monate abwechselnd die Leitung in Händen hatten. Ihr Arbeitsfeld muß also nicht gering gewesen sein. Sie überwachten und regelten den Anstreich von Schlachtwild und die Zufuhr von Getreide, sie überwachten das Mahlen des Getreides und das Brotbacken sowie das Bescheiden der Märkte mit Eiern, Früchten u. dgl. Das Nahrungsmittelamt war eine städtische Behörde, doch unterstand sie der Aufsicht des Gaustrategen, also der Staatsbehörde. Der Gaustrategie ist es auch, der z. B. Verträge mit den Schweinezüchtern abschließt, um den städtischen Markt mit Schweinefleisch ausreichend zu versorgen. In der Berliner Urkunde 92 (187 n. Chr.) verpflichtet sich ein Schweinezüchter eidlisch, seine Verpflichtung gewissenhaft zu erfüllen: „Ich erkläre hiermit, indem ich schwöre bei dem Genius unseres Kaisers und Herrn Marcus Aurelius Commodus Antoninus, daß ich 165 Schweine habe, die ich füttern will zum Markte auf die Märkte von Bienbellithis, und ich werde sie liefern, sobald du

es verlangst.“ Später geben die Geschäfte des Strategen auf den Logisten über, daher empfängt nun dieser solche Erklärungen, z. B. im Oxyrhynchos-Papyrus 83 vom Jahre 327 n. Chr.: „An Marcus Aemilius, Logist des oxyrhynchitischen Gaus. Absender Marcus Atilios, Sohn des Dibymos, aus Oxyrhynchos, Eierhändler von Beruf. Ich erkläre hiermit, indem ich schwöre kaiserlichen heiligen Eid bei unseren Herren, dem Kaiser und den Kaisaren (als Mitregenten), daß ich den Verkauf von Eiern auf dem Markte öffentlich vornehmen will, zum Besten der genannten Stadt, und zwar Tag für Tag ohne Unterbrechung, und nicht soll es mir hinfort gestattet sein, unter der Hand oder in meinem Hause zu verkaufen.“

Wie zeitgemäß mutet uns dergleichen an!

Die Erfindung.

Von Alfred Bratt.

John Higgs, der Präsident, Generaldirektor und Hauptbesitzer des „Trust zur Verwertung von Erfindungen jeder Art“, sah in der achtunddreißigsten Etage des Trustgeschäftshauses in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch. Es war Hochsommer. Die Hitze lag wie unsichtbares flüßiges Blei in der Luft und bedeckte die Turndächer New Yorks mit einer Schicht glühenden Steinstaubs. Die Vormittagssonne gleißelte über dem Panorama des Hafens, zerstückelte die Wellen, häßte die großen Dampfer und kleinen Fährboote in einen golden-weißlichen Dunst und blendete über den granitenen Kais und den Anlegeplatz.

Im Arbeitszimmer des Präsidenten John Higgs schien die Luft zu lodern, trotzdem die Fenster weit offen waren und die Schauflräder dreier riesiger Ventilatoren an der Decke sich unablässig mit surrendem Brummen im Kreise drehten.

John Higgs sah in Hemdärmeln und sah die Post durch, die der vor ihm stehende Sekretär ihm — ein Stück nach dem anderen — überreichte.

Von Zeit zu Zeit schob John Higgs erschöpft den Berg von Briefen von sich. — Uff . . . diese Glut war kaum zu ertragen! . . . Und dazu diese Flut von Schreiben!

Seit der Trust zur Verwertung von Erfindungen jeder Art seinen Betrieb eröffnet hatte, war kein Tag vergangen, ohne daß nicht mindestens fünftausend Briefe einkamen. Die moderne Welt ist bekanntlich nicht arm an Erfindungen — oder glaubt wenigstens nicht, es zu sein — und gewiegte amerikanische Statistiker haben berechnet, daß in den Vereinigten Staaten, deren Klima dem Erfindergeist ganz besonders günstig zu sein scheint, im Durchschnitt nicht weniger als zwei Erfindungen stündlich gemacht werden.

Man kann sich denken, daß der Trust danach nicht wenig zu tun hatte.

Der Präsident John Higgs war ein ebenso geschäftskundiger wie berühmter Mann. Er kannte jede Erfindung auf — mochte es sich um ein neues Schreibmittel, um Gedankenlesemaschinen, Phantasiapparate oder weiß Gott was handeln. Trotz dieser Kauflust, die in geschickter Weise auf den Bluffstimm des heimischen Publikums spekulierte, hatte der Trust natürlich täglich eine große Menge von Erfindungen zurückzuweisen, bei denen nichts weiter „Erfindung“ war, als der Name.

John Higgs trodnete sich die Stirn ab. Dann setzte er die Durchsicht der Briefe fort. Sie mußten trotz Hitze und Blödsinn gelesen werden, denn man konnte niemals wissen, welcher Schatz vielleicht in irgend einem der Schreiben verborgen war.

„Der Friseur der Modedame in der Westentasche“, murmelte Higgs, „altes Zeug . . . haben wir schon in vier verschiedenen Systemen . . . Das geräuschlose Klavier . . . fauler Zauber, abgetane Idee! . . . Die Zahnbürste als Kamm und Füllfederhalter, nicht übel, aber bereits seit fünf Wochen überholt!“

Higgs schüttelte ärgerlich den Kopf. Lauter unbrauchbares Zeug heute!

Ein schrilles Klingeln. Das Tischtelefon. Der Sekretär ging an den Apparat.

„Wie? . . . Den Herrn Präsidenten persönlich? . . . Wer sind Sie? . . . Der größte Erfinder der Gegenwart! . . . Ist das nicht etwa eine Erfindung? . . . Wie? . . . Sache von höchster Wichtigkeit! . . . Na, einen Augenblick . . .“

John Higgs senzte leise, dann ergriff er den Hörer, um mit dem „größten Erfinder der Gegenwart“ zu sprechen.

„Guten Tag, Herr Präsident“, tönte eine Stimme durch das Telefon. „Sehr liebenswürdig von Ihnen, mich anzuhören; trotzdem Sie gerade drei geöffnete Briefe vor sich liegen haben.“

Higgs suchte unwillkürlich zusammen. „Wie? . . . Was? . . .“

„Stottere er dann in die Sprechmuschel, woher wissen Sie das?“

„Ich weiß es, Herr Präsident,“ erwiderte die Stimme durch den Apparat. „Ich weiß es ebenso, wie ich Ihnen mitteilen kann, daß Sie soeben die Briefe auf die Tischplatte fallen ließen. Wahrscheinlich ein wenig aus Ermüdung, wie? Kann ich sehr gut verstehen; würde mir wahrscheinlich genau so gehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Im übrigen würde ich Ihnen raten, bei dieser Hitze Hemden aus dem patentierten „Mahlstoff“ zu tragen, den Sie ja, soviel ich weiß, selbst in Vertrieb haben . . . Sie wundern sich, daß ich etwas von dem Stoff Ihrer Hemdärmel weiß? Aber ich bitte Sie, da Sie den Rod ausgezogen haben, ist das doch weiter kein besonderes Kunststück . . .“

Dier setzte John Diggs den Hörer ab. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten — aber nicht nur vor Hitze.

„Verteufelt!“ murmelte er, „ich glaube, ich bin verrückt geworden! Der Kerl am Telefon sieht auf irgend eine geheimnisvolle Art...“

„...oder aber — ich bin reis fürs Irrenhaus!“

„Herr Präsident!“ erklang da wieder die Stimme, „Sie greifen sich an die Stirn. Sie sind verblüfft, he? Freut mich, freut mich ganz außerordentlich. Gutes Zeichen für mich und meine Erfindung.“

„Herr des Himmels!“ brüllte jetzt Diggs halb entgeistert, halb wütend in den Apparat: „sind Sie ein Geist, Mann, oder ein unbekanntes Genie.“

„Natürlich das letztere, Herr Präsident!... Halten Sie mich jetzt für würdig, Ihnen meine Erfindung — das „lebende Telefon“ — anzubieten?“

„Machen Sie keine Witze,“ rief der Präsident zurück.

„Mache ich auch nicht,“ erwiderte die Stimme. „Oder wollen Sie leugnen, daß Sie sich jetzt schmeuzen? Uebrigens, mit einem Kellgrüßen, braun eingetauchten Taschentuch, wie ich sehe!“

Diggs prüfete vor Aufregung. Kein Zweifel, hier konnte kein Schwindel vorliegen. Der Fremde am Apparat sah wirklich durch das Telefon!

„Hallo, hallo,“ brüllte Diggs. „Kommen Sie sofort herüber, Mann Gottes! Ich kaufe Ihre Erfindung! Ich zahle jeden Preis! Kommen Sie!“

Er legte den Hörer auf die Metallgabel und ließ sich fassungslos in den Schreibstiel fallen.

Kaum fünf Minuten später meldete der Diener, daß Mr. Fox, der Erfinder des „Schlelephons“, da sei.

Gleich darauf stand Herr Fox lebhaftig im Zimmer. Er war ein noch junger Mann. Kaum mehr als Zwanzig. Sein Anzug war sauber, aber nicht gerade kostbar. Seine Augen waren klein, und der Präsident taktierte sie mit dem Kernverblick seiner Geschäftsübung auf „listig“ und „phantasievoll“.

Mr. Fox verbogte sich, murmelte seinen Namen und ging dann sofort aufs Ganze, indem er ruhig fragte:

„Also — wieviel zahlen Sie?“

„Wenn Sie mir Ihre wunderbare Erfindung vorgeführt haben,“ begann Diggs vorsichtig.

„Erlauben Sie!“ fuhr Mr. Fox dazwischen. „Genügt Ihnen die Probe nicht? Dann kann ich ja wieder gehen und mich an einen anderen Geldmann wenden.“

Dabei drehte er sich auf dem Absatz um.

„Halt!“ rief der Präsident. „Am Gotteswillen, bleiben Sie! Natürlich bin ich überzeugt. Wer könnte nach unserem Gespräch noch zweifeln? Aber ich muß doch die Erfindung — ich meine den Apparat oder was es ist — doch sehen. Die Ausführungskosten berechnen und so weiter.“

„Gerne,“ erwiderte Mr. Fox liebenswürdig. „Sehr gerne. Doch vor allem bitte ich Sie um einen Vorschuh!“

„Wieviel?“

„Fünftausend Dollar, schätze ich, wird nicht zu hoch sein. Das ist die geringste Garantie, die ich verlangen muß, bevor ich Ihnen mein Mittel zeige. Geben Sie mir einen Scheck auf die Summe, und ich bringe Ihnen in einer halben Stunde die Erfindung ins Haus.“

Der Präsident zögerte einen Augenblick. „Gut,“ sagte er dann. Einige Minuten später war Herr Fox mit dem Scheck abgezogen. Der Präsident wartete. Er war vor Spannung unfähig, zu arbeiten. Eine Viertelstunde verging. Zwanzig Minuten. Neunundzwanzig... Da trat der Diener wieder ein und überreichte ein „bringendes“ Express-Stadt-Telegramm.

Der Präsident brach es auf und las:

„Bester Herr Diggs! Begeben Sie sich in das Telefonszimmer in der achtunddreißigsten Etage des Ihnen gegenüberliegenden Hauses und bliden Sie während des Sprechens durch das Fenster. Dann werden Sie ebenso klug sein wie ich! Mit bestem Gruß und herzlichem Dank für die Fünftausend, Ihr ergebener Fox.“

John Diggs ließ sich an diesem Tage nicht mehr ans Telefon rufen.

Mit vielen Kunstbeilagen und mehreren Uebersichtsarten. Preis eleg. kart. 3 Mk. — Der früher erschienenen Band „Mit der Garde in Westen“ hat eine ausgezeichnete Aufnahme im Peere gefunden. Beide Einzelbände sind nunmehr auch in einem Bande gebunden zum Preise von 11 Mk. 50 Pf. für das in Leinen gebundene Exemplar erhältlich.

— Hans Grimm: Der Gang durch den Sand und andere Geschichten aus südafrikanischer Not. Umschlag- und Einbandzeichnung von Heinrich Jost. Preis geb. 6 Mk., in Leinen gebunden 7 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

— Diese „Geschichten aus südafrikanischer Not“ hat einer unserer besten Kenner Südafrikas geschrieben, und einer, der das ferne Land mit schöpferischen Künstleraugen gesehen hat und Kunde von dem zu geben weiß, was er sah und innerlich erlebte. Es ist die Kriegsnot, die allen den Erzählungen den Hintergrund gibt. Sie spielen teilweise im Burenkriege, teilweise im heutigen Weltkrieg. Aber es ist dennoch kein Kriegsbuch, das uns hier geschenkt wird, sondern ein Buch von Menschen, höchst lebendig, ihr Dasein stark erlebenden Menschen. Wie aus Granit gehauen, stehen die Gestalten in großen, einfachen Umrissen vor uns, jeder mit beiden Füßen fest auf dem Boden seines Volkstums, ob Deutscher oder Buer, Engländer, Schwarzer oder Brauner. Der große epische Zug geht durch alle diese Geschichten, so verschieden sie ihrem Stoffe nach auch sind.

Natur Fürst und Alexander Mojskowskij. Das Buch der 1000 Wunder. Umschlag- und Einbandzeichnung von Lucian Bernhard. Preis gebunden 6 Mark, in Leinen gebunden 8 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Hier haben wir ein neues Werk, das im Bereich der Literatur einen eigenen Platz einnimmt. Es hält in überraschender Weise genau die Mitte zwischen einem Unterhaltungsbuch und einem populär-wissenschaftlichen Werk. Wer es als einen großen Weltall-Roman voll außerordentlicher Begebenheiten liest, wird befriedigt sein. Aber auch wer Belehrung sucht, findet eine fast erdrückende Fülle unterrichtlichen Materials. Es ist eine Perlenkette des Wunderbaren aufgereiht, deren einzelne Glieder, wenn sie an den Augen des Lesers vorüberziehen, diesen immer von neuem staunen lassen. Mit großem Geschick haben die als glänzende Darsteller wissenschaftlicher und technischer Probleme bekannten Verfasser aus dem Reizenreich der Wissenschaft die interessantesten Tatsachen mitgeteilt, deren Inhalt einen großen Kreis kräftig anregen und auf tiefste innerlich ergreifen muß. Das ganze Buch ist ein Dasein Lied auf die Herrlichkeit der Schöpfung, das in großartiger und klarer Melodie ertönt. Von den sieben Weltwundern der Alten geht es zu den modernen Baumwundern, wir hören von den Wundern des Menschenlebens, den körperlichen wie den geistigen; aus dem Tierleben werden uns so erlaunliche Dinge offenbart, daß man ein Märchenbuch zu lesen glaubt. Höchst anregende mathematische Probleme und entzückende Spielereien zugleich enthält die Abteilung Zahlenwunder; die Wunder des Wahns erzählen von den merkwürdigsten Verirrungen der menschlichen Seele, das der Musik gewidmete Kapitel schildert geheimnisvolle, oft seltsam erschütternde Erlebnisse solcher Menschen, die sich von Geistern umgeben glauben. Auf einem Hochweg der Wissenschaft wieder wandeln wir, wenn wir von den Wundern der Erde und den Wundern des Himmels lesen; hier werden die prachtvollsten Blätter aus dem großen Buch der Natur vor aller Augen weit aufgeschlagen. Ueberraschende Seltsamkeiten bringen die Wunder der Sprache, und die Wunder der Schönheit stellen uns die annuitigsten Kinder der Mutter Natur in blendendem Lichte vor. „Das Buch der 1000 Wunder“, das als ein stattlicher, vorzüglich ausgestatteter Band im Verlag Albert Langen in München erschienen ist, bedeutet eine wichtige Bereicherung unserer Literatur. Es wird jedem, der es liest, Genuß und Belehrung zugleich gewähren. Auch für unsere reifere Jugend ist es sehr geeignet, und es kann auch zur Verfestigung an unsere Krieger im Felde bestens empfohlen werden, da es kaum ein zweites Werk gibt, das eine solche Fülle von Belehrung in unterhaltenderer und faßlicherer Form darbietet.











Büchertisch.

— Eva Merlyn. Ein Buch des Frühlings und der Liebe. Von Johannes Wiegand. Geheftet Mk. 3,50. Gebunden Mk. 5.—. Verlag Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. — Der Roman behandelt in wundervoll dichterischer Art die tiefe und große Leidenschaft eines Mannes, den eine wahre Liebe packt. Der Roman ist ästhetisch so fein, wunderbar schlicht und lebendig erzählt, daß man mit den Menschen sozusagen lieblich verkehrt. Er erzählt dabei eine Fülle tiefer und edler Gedanken über Liebe und Ehe. Die einzelnen Personen sind außerordentlich scharf herausgemalt, obendrein ist das Ganze in tiefe Stimmung getaucht. Der Autor ist ein glänzender Stilist, denn es auch gelingt, die kleinsten schattenhaftesten Geffühle darzustellen.

— Mit der Garde im Osten. Feldbriefe und Kriegstagebuchblätter von Lie. theol. Eberhard Baumann, Domprediger zu Halle (Saale), vom 1. Oktober 1914 bis 1. September 1915 freiwilliger Feldgeistlicher bei der 4. Garde-Infanterie-Brigade.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand erhält folgende Karte:

Ste touniert Treff-Buben und sagt nun Grand an; im Stat liegt noch Blaque-Sieben. Das Spiel geht verloren. — Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Mangel (Wäschrolle), Dait; mangelhaft.